

Nr. 123. **Bromberg, den 29. Mai.** **1935**

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(24. Fortsetzung.) ———

„Hermann Drake! Dieser Nachbar von euch oder vielmehr der deiner Schwester in Newstead, oh, ja, meine Liebe, er war ein Eiferer! Er glaubte, er könne jeden überlisten und verlor jedes Maß. Das ist milde ausgedrückt. Er mußte sich aus dem Staub machen. Wenn er im Ausland ist, können sie ihm nichts anhaben."

„Aber er kann nie wieder englischen Boden betreten?" fragte sie.

„Natürlich nicht. Tut es dir leid?"

„Ich wollte nur wissen, wie es steht. Weiter nichts.

Man hat, wie du siehst, nicht so sehr viel erstklassige Leute unter seinen Bekannten."

Damit war das Gespräch, soweit es Hermann betraf, beendigt. Sie hatte ungefähr erfahren, was sie hatte erfahren wollen.

Muriel gab ihr die Adresse von Hermanns Rechtsanwälten. Sie brachte eine Unterredung mit Edgar Frey zustande. Er empfing sie mit väterlicher Höflichkeit, als Missis Flowers Schwester. Die Ehescheidungsklage. Ach ja. Ein Jammer, daß sie überhaupt erwogen worden war, und ein Glück, daß sie beizeiten zurückgezogen worden war. Und jetzt sei Missis Flower wieder mit ihrem Mann vereinigt und glücklich. Er sei sehr froh darüber. Ab und zu tauchten eben so kleine Lichtblicke in dieser unvollkommenen Welt auf. Inwiefern er Miß Merrow dienen könne?

Sie müsse, erklärte ihm Diana, mit Sir Hermann in Verbindung treten, es habe nichts mit ihrer Schwester zu tun, auch nicht mit dem Aufsehen, das man jetzt von ihm mache, es handle sich lediglich um eine private Angelegenheit. Ob er ihr vertraulich Sir Hermanns Adresse mitteilen könne?"

Lächelnd hob er seine dicke, weiße Hand hoch.

„Tut mir sehr leid, nein."

„Wissen Sie sie selber nicht?"

„Diese Frage kann ich nicht beantworten, Miß Merrow."

„Würden Sie ihm einen Brief von mir aushändigen?"

„Nein."

„Das verstehe ich nun gar nicht mehr." Sie stockte einen Augenblick. „Wenn Sie wollen, kann ich ihn offen lassen, daß Sie ihn lesen können."

Mister Frey äußerte sein Bedauern, er könne keinerlei Briefe an Sir Hermann übernehmen. Er läutete nach dem Sekretär und gab ihm flüsternd Anweisungen. Bald danach erschien der junge Mann mit einem großen, verschnürten Bündel Post.

„Sie sehen, Miß Merrow, meine Weigerung birgt keine Spitze gegen Sie persönlich."

„Ich bin überzeugt, Sie wissen selbst nicht, wo er ist."

Er sah sie seltsam an, aus einem Netzwerk ängstlicher Linien in dem sonst so ruhigen Gesicht.

Sie möge es wissen oder nicht, sagte er, Sir Hermanns Lage sei äußerst heikel. Sie müsse daher entschuldigen, daß er sie ohne irgendwelche Hinweise fortschicke. Dann nahm er lächelnd von ihr Abschied.

Wenn der Mann, zu dem sie sich rätselhaft hingezogen fühlte, nie mehr seinen Fuß auf britischen Boden setzen durfte, dann würde sie ihn wahrscheinlich niemals wiedersehen. Seine seltsame Mitteilung war aus Amerika gekommen. Also steckte er irgendwo in Amerika. Aber Amerika war ein Riesenland: Einen Menschen dort zu suchen, hatte das mehr Aussicht auf Erfolg, als wenn man sich aufmachte, um in der Wüste ein bestimmtes Sandkorn aufzufinden? Da fiel ihr ein, daß die Vereinigten Staaten sehr strenge Einwanderungsgesetze haben, daß jeder neuangekommene Fremde und Andy Drake mithin durch die Polizei zu ermitteln war.

Vor einiger Zeit hatte sie die Möglichkeit erwogen, das Geschäft mit Newyork zu erweitern. Als sie vor Pinkleton gelegentlich die Rede auf eine Erkundungsreise nach Amerika brachte, war er mit Begeisterung darauf eingegangen. Führten sie in ihren Büchern nicht schon einige gute Kunden, die genau wußten, wie vorteilhaft sie bei ihnen kauften? An ihnen würde sie brauchbare Helfer haben. Die Firma würde in Newyork genau so erfolgreich arbeiten wie in London.

Wir werden als die erste Exportfirma Londons gelten. Die Tatsache, daß ein Stück durch die Hände von Merrow & Co. gegangen ist, wird jedem Stück den Stempel der Gediegenheit und der Echtheit aufprägen."

Sie erklärte ihren Freunden: „Ich fahre geschäftlich nach Amerika. Das Geschäft blüht. Ich will feststellen, ob man nicht ein Zweiggeschäft in Newyork eröffnen kann."

Muriel und Lady Dolly stimmten begeistert zu.

Anfangs Mai befand sie sich an Bord der „Mauretania", dem prächtigsten und bequemsten aller Schiffe. Das Essen fand sie fabelhaft. Die goldene Luft, die zarte Brise und die mit kleinen Schaumköpfen bedeckte tiefblaue See versetzten sie in einen Zustand vollendeter Seligkeit. Sie hatte keine Lust, sich um die anderen Fahrgäste zu kümmern. Sie lernte einige wenige kennen. Sie hatte ein wundervolles Gefühl von Freiheit und machte eine Reihe von Festen mit, ungezwungen und fröhlich.

Am dritten Abend erlebte sie einen kleinen Sieg, der ihre Tüchtigkeit betraf. Ein älterer Amerikaner, irgendein Industriekönig, kam zu ihr in den Rauchsalon. Er setzte sich neben sie und meinte:

„Sie wären eine großartige Geschäftsfrau. Sie könnten jedem Menschen alles verkaufen: Rosenkränze an eine Methodistenkapelle, Strandpyjamas an ein Nonnenkloster. Sie sollten einen Beruf haben."

„Den habe ich", lachte Diana. Sie durchwühlte ihr Gepäck und brachte eine zerknitterte Photographie an, die Wiedergabe eines Renaissancehimmelbettes. „Das kann ich

Ihnen sofort verkaufen. Es ist natürlich in England. Und echt. Einwandfrei signiert. Die Königin Elisabeth hat nicht gerade darin geschlafen, aber wenigstens Lord Essex. Haben Sie jemals etwas so Wundervolles gesehen?" fragte sie, als er seine mit Horn umrandeten Augengläser darauf richtete. „Die knollenförmigen Bettpfosten, die Schnitzereien am Bettkopf, dieses Gesims rund um den Traghimmel, was für unübertreffliche Arbeit! . . . Sogar auf dem Bild ist das zu erkennen! Merrow und Co. in der Sloane Street, das bin ich."

„Wieviel verlangen Sie dafür?"

„Sie müßten ein Haus haben, in das es hinein paßt, oder wenigstens ein Zimmer. Mein Spezialfach ist Renaissance, hauptsächlich italienische, dies hier ist natürlich englische. Ich hasse es, meine Sachen an Leute zu verkaufen, die sich nachher beschweren, sie paßten nicht zu ihrem Empire. Haben Sie einen geeigneten Raum für das Bett?"

„Nicht ganz", sagte er. „Doch ich könnte einen bauen. Ich besitze ein Landhaus in Long Island, und ich plane schon seit einiger Zeit einen neuen Flügel. Das Bett ist wohl sehr groß? Meine Frau und ich", sagte der Industriekönig mit einem gewissen Augenzwinkern, „haben in Newyork und auch in Long Island immer in gediegenen, alten amerikanischen Betten geschlafen, die wir uns vor dreißig Jahren anschafften."

„Sie haben doch nicht vor, aus ihrer alten bequemen Wohnung mit ihren alten bequemen Betten in den neuen Flügel zu ziehen?"

„Gott behüte", antwortete der Industriemann.

„Wozu brauchen Sie dann den neuen Anbau?"

Er winkte einen Steward heran.

„Meine liebe Miß Merrow, Sie gestatten doch? Was kann ich bestellen?"

Er war ein sehr höflicher, jugendlicher älterer Herr, sein üppiges, weißes Haar trug er in der Mitte gescheitelt. Sein Aussehen und sein Auftreten war das eines Gesandten. Sein Name war ihr bekannt: John Stebbings. Dem Gerede nach war er früher Schankkellner in Kansas gewesen, andere wieder behaupteten, daß er in erster Ehe die Tochter seines Arbeitgebers geheiratet habe, der habe mit Frankfurter Warmen Würstchen begonnen. Diana glaubte nichts davon, und überdies war es ihr gleichgültig. Er hatte dunkelblaue Augen, darin spielten Lichter, die sie auf die höflichste und netteste Art der Welt anblitzten.

„Sie fragten mich, für wen der neue Flügel sein soll? Sicherlich nicht für Missis Stebbings oder mich. Wir haben alles, was wir wollen. Für alte Leute gibt es nur zwei Dinge: Vergangenes und Zukünftiges. Für mich ist Vergangenes vergangen. Omar Khayam sagt Ähnliches, nicht? Und so schaue ich gern in die Zukunft. Ich habe einen Sohn. Ich möchte ihm ein Haus hinterlassen, auf das er und seine Nachkommen stolz sein können. Doch die große Frage ist, ob es nicht besser wäre, wenn es mit dem aus gestattet wird, was unsere Zeit an Schönem hervorbringt, statt mit unechter Vergangenheit. Ich will damit nicht sagen, daß Ihr Bett unecht ist!"

„Natürlich nicht", sagte Diana. „Ich weiß, was Sie meinen. Wenn Sie die Räume mit echten Stücken füllen, sind Sie gezwungen, die Wände, die Fenster, die ganze Umgebung, die ganze Atmosphäre ihnen anzupassen und zu heucheln. Für Sie ist der erste Weg der richtige, weil er der ehrlichere ist. Es tut mir unendlich leid, von meinem Kaufmannsstandpunkt aus, daß ich Ihnen das Bett mit gutem Gewissen nicht abgeben kann."

„Vielleicht wirklich nicht", lächelte er schlau. „Aber Sie haben mir etwas viel Besseres gegeben: Ihren freundschaftlichen Rat."

Als sie ihn nach herzlichem Händeschütteln verlassen hatte, wußte sie, daß sie für ihre Arbeit einen Freund gewonnen hatte, der ihr mehr wert war, als der Gewinn, den sie durch den Verkauf des Möbelstückes erzielt hätte.

Sie dachte aber auch an Andy und ihre eigentliche Aufgabe, diesen tollen Menschen aufzufinden, von dem sie ihre Gedanken nicht loslösen konnte, ohne daß ihr durch alle Fasern ihres Seins ein tiefer Schmerz zuckte. Angenommen, sie würde ihn finden? Was dann? Wie war sein Leben gewesen? Sie wußte nichts von ihm, außer was Horatio ihr mitgeteilt hatte.

Sie landeten in Newyork an einem sonnigen Maitag, nach Tisch, unter leuchtend klarem Himmel. Die einzelnen Gebäude standen als zackige Schattenrißgespenster auf dem Blau, tausend golden und violett schillernde Spitzen, in der Nachmittagssonne flimmernd. Fährboote und Schleppkähne zogen feenhaft vorbei, ein unentwirrbares Geschwader von Libellen, über dem ruhigen, glücklichen Wasser. Weiter draußen an den endlosen Reihen der Docks, verkündeten die Schornsteine und die zur Hälfte sichtbaren Schiffskörper die Macht des Menschen und seinen Sieg über die Natur. Der Anlegeplatz der „Mauretania" war ein heller, lichter Farbenfleck. Als das Schiff näher kam, unterschied man aus der Menge Einzelwesen. Taschentücher wehten, Hüte winkten. Plötzlich schwenkte Stebbings an Dianas Seite heftig seinen Hut. Er berührte ihren Arm.

„Dort ist Missis Stebbings und meine Tochter. Dort . . . sehen Sie?"

Trotz ihrer Aufregung über die Ankunft in diesem wundervollen Land war ihr das Herz schwer. Da war kein Mensch, der ihr zuwinken konnte oder ihr törichte Küsse zuwarf. Sie hatte von Merrow & Co. aus an ihre Kunden geschrieben und ihre Ankunft gemeldet. Sie hatte auch an ihre Schulfreundin Maisy Embassy telegraphiert, deren Mann bei der englischen Gesandtschaft in Washington beschäftigt war. Doch die Aussicht, daß Maisy sie schon hier begrüßen würde, war gering.

Andy, ach, wenn der hier auf sie gewartet hätte, wie leicht wäre ihr da ums Herz gewesen, und wie heftig würde es schlagen bei seinem Anblick!

Eine niedergedrückte und gedemütigte Diana ging den Steg entlang, suchte nach der Vorschrift ihren Buchstaben M. in einem großen, furchtbar schmutzigen, unbequemen Zollhaus und mußte dort auf ihr Gepäck warten. M. ist ein ungünstiger überfüllter Buchstabe. Schon die Macs waren in Unmengen vertreten. Der schreckliche Verschlag war gestopft voll. Kein Mensch bot einem einen Platz an. Plakate verboten das Rauchen. In diesem schrecklichen Raum war an diesem schönen Maientag eine Luft zum Ersticken. Ein oder zwei Stücke ihres Gepäckes waren bereits herangeschafft worden, sie begab sich gerade in eine Ecke des Schuppens, um den Rest zusammenzusuchen, als sie auf Stebbings mit Frau und Tochter stieß. Man stellte vor. Die Tochter war eine Modedame aus der Rue de la Paix. Die Mutter eine typische amerikanische Mutter, bleich, plump, mit weißen Händen, eine Frau, die einen sonderbaren, großen schwarzen Filzhut wie einen Blumentopf trug.

In weniger als einer Viertelstunde hatte die Familie Stebbings sie durch die Zollschranken befördert und in ein Auto verstaut. Sie fuhr ab durch die lärmenden Straßen, dankbar für die Herzlichkeit, die ihr, der Fremden, an den Toren Amerikas erwiesen worden war, und erfreut über die Aufforderung, ihr Wochenende regelmäßig in dem Heim der Stebbings in Long Island zu verbringen.

Während der ersten Wochen von Dianas Aufenthalt in Amerika ereignete sich nichts Besonderes. Zwischen dem kalten, amerikanischen Geschäftsgeist und dem warmen Herzen jedes Amerikaners ist ein gähnender Abgrund. Durch die Stebbings und durch Maisy Heywood, die aus Washington gekommen war, um sie zu sehen, und auch durch zufällige Bekanntschaften gewann sie bald einen Freundeskreis. Gesellschaftlich hatte sie Erfolg, arbeitlich nicht den geringsten, wie sie sich selbst eingestehen mußte. Ihre alten Kunden waren liebenswürdig zu ihr und wünschten ihr alles Gute, was nicht gerade sehr viel war. Ihre Kollegen, Händler, denen sie Empfehlungen überbrachte, empfingen sie höflich, doch ließen sie ganz deutlich durchblicken, daß sie sie zum Teufel wünschten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der Ihr Schicksal kennt!

Kleines Interview mit einem interessanten Menschen.

Von Thomas Halm.

„... Und nun, meine Damen und Herren, bitte ich Sie, Ihre Fragen an mich auf einem kleinen Zettel niederzuschreiben. Ich hole dann die Zettel von Ihnen ab ..."

Der Mann auf der Bühne verbeugt sich und wendet sich anderen Dingen zu. Er zeigt ein elektrisches Experiment, das Durchjagen von über 300 Volt durch seinen Körper. Ein junger Mann zündet an seiner Wange die Zigarette an. Ein anderer bekommt durch Vermittlung des Experimentators einen elektrischen Schlag durch die Luft.

Ungläubiges Staunen im Publikum. Sehr schön, sehr gut, aber wer garantiert einem denn ...

Der Mann auf der Bühne verbeugt sich und wendet sich und lächelt nur leicht. Er wirkt nicht unsympatisch in seinem blonden Haar, mit seinem scharfgeschnitttenen Gesicht, seinen feingliedrigen Händen. Er trägt einen einfachen Smoking, ohne all die Kinkerlitzchen, die man so manches Mal bei mehr oder weniger berühmten „Hellsehern" findet. Wenn man ihn so vor sich sieht, wirkt er als Mensch, als ganz natürliches Wesen, und nicht als künstlich aufgedonnerter Artist, der mit Krampfmitteln ein Höchstmaß von unnatürlichem Effekt zu erreichen sucht.

Langsam kommt der Mann von der Bühne herab, mischt sich unter das Publikum. Er nimmt die ersten Zettel entgegen, wirft einen prüfenden Blick auf die Schreiber der Zeilen. „Sie haben Ihr Geburtsdatum vergessen, meine Dame!" höre ich ihn sagen. „Ohne Geburtstag kann ich nichts mit dem Zettel anfangen." Eine andere Dame reicht ihm gleich zwei Fragezettel. Den einen hat ihr von zu Hause ihr Ehegatte mitgegeben.

Der Mann von der Bühne geht an mir vorbei und streckt die Hand nach einem neuen Zettel aus. Ich drehe mich um und sehe einen Gendarmeriewachtmeister in seiner grünen Dienstuniform. Der Mann, der das Schicksal der Menschen liest, blickt den Beamten an und bemerkt beim Weitergehen: „Sie haben übrigens früher ein Beinleiden gehabt, heute stört es aber nicht mehr. Es ist schon lange her."

Halt, hier bietet sich eine exakte Kontrollmöglichkeit! Wie der Blitz beuge ich mich zu dem Gendarmeriewachtmeister und frage ihn, ob die „Diagnose" stimmt. „Genau", erwidert er, „nur verstehe ich nicht, woher der Mann das weiß, denn die Sache ist schon fast 90 Jahre her. Ich war damals noch ein Kind ..."

Der Beweis klappt. Fassungsloses Staunen breitet sich auf den Zügen der Umsitzenden. Der Mann von der Bühne kommt ihnen unheimlich vor, es scheinen übernatürliche Kräfte in ihm zu wohnen. Scheu macht man ihm überall Platz, wo er durchkommt. Fünf Minuten später steht er auf der Bühne und beantwortet jedem einzelnen die Fragen seines Zettels. Hundert neue Fragen — — so ein Experimentalabend müßte zehn volle Tage umfassen, um auszureichen ...

In der Pause suche ich den großen Unheimlichen in seiner Garderobe auf. Er wirkt auch hier genau wie auf der Bühne: einfach, klar, klug, manchmal fast eine Kleinigkeit schüchtern.

Ich zeige ihm einen Zettel, den mir eine Dame als Empfehlung mitgegeben hat. Er wirft nur einen Blick auf die Handschrift und ruft aus: „Ja, ich kenne diese große, klare, sehr selbstbewußte Schrift wieder — es ist eine Dame, die gestern oder vorgestern bei mir war und mich um Rat fragte."

„Eine etwas temperamentvolle Dame!" nicke ich, verblüfft über sein fabelhaftes Erkennungsvermögen.

„Ganz recht", bemerkt er, „und zudem selbstbewußt und entschlossen, wie ich bemerkte. Sie hat mich einiges gefragt, und ich habe ihr geantwortet."

„Als einem Mann der Presse werden Sie mir vielleicht eine Frage gestatten", sage ich, „urteilen Sie nur graphologisch, also lediglich nach der Handschrift?"

„O nein", antwortete er, „ich benötige auch die Kennzeichen des Himmels zur Stunde der Geburt — z. B. das Zeichen des Skorpions, das scharfe Intelligenz verrät usw. —, außerdem muß ich mir den Fragenden gut anschauen dürfen. Reine Schriftdeutung ist nicht immer zuverlässig. Ich lese oft, daß Firmen vor einer Anstellung von ihren zukünftigen Angestellten Handschriftendeutung einholen. Das ist natürlich reiner Humbug. Man muß auch das Bild des Betreffenden sehen, Briefe aus seiner Feder lesen, am besten mit ihm selber sprechen. Ein ungefähres Bild kann man allerdings durch reine Graphologie erlangen, aber sobald es sehr genau sein soll — — —"

Ich trete in den Hintergrund, da ich sehe, daß noch andere Leute den Meister sprechen wollen. Tausend Menschen suchen ihn im Hotel auf, tragen ihm ihre innersten Angelegenheiten und Sorgen vor, fragen ihn um aufrichtigen, unparteiischen Rat. Kann er wider Erwarten einmal nicht raten, so versteckt er es nicht, sondern sagt es offen.

Beim Hinausgehen höre ich, wie Luciano — so nennt er sich mit seinem Künstlernamen — zu einer Frau sagt: „Wenn Sie die Nerven in diesem Prozeß behalten, werden Sie ihn gewinnen. Ich habe die Bilder und Handschriftproben Ihrer Gegner gesehen, beides aufmerksam studiert und kann Ihnen sagen, daß Energie und Wille auf diese Leute einen entscheidenden Eindruck machen. Halten Sie mit den Nerven durch, gnädige Frau, und Sie tragen den Sieg davon!"

Als ich in die frische Nachtluft trete, sehe ich noch einige Leute in das Haus gehen. Mein Ohr fängt das Wort Luciano auf. Aha, man will also noch zu so später Stunde zu dem Meister, läßt ihn selbst nachts um zwölf nicht in Ruhe. Armer Mann — — aber vielleicht fühlt er sich gar nicht als armer Mann, vielleicht ist er sogar glücklich in seinem aufreibenden Beruf? Er selbst hat es mir gesagt, und ich glaube ihm!

Die Bäuerin auf der Erbse.

Von Ursula Westphal.

Als das Dorf Aeggeringsen von einem schweren Unwetter heimgesucht wurde, nahm der fromme Bauer Krischan Dünnebaken seine gewiß nicht weniger fromme Ehehälfte Settchen beiseite und beriet sich mit ihr, wie sie dem Himmel und allen Heiligen ein Dankopfer geloben könnten, wenn ihr Hof und ihre Felder ohne Schaden daraus hervorgingen. Settchen schlug vor, man solle den Heiligen eine Wallfahrt nach St. Bonifazius versprechen, und dabei schielte sie verstohlen nach dem Himmel, ob es nicht heller würde. Aber Krischan, der sich mit dem Himmel und vielleicht auch mit den Heiligen besser auskannte, schüttelte bedenklich den Kopf — die Wallfahrt nach St. Bonifazius wäre schon gut, meinte er; aber wenn man es recht bedenke, so sei es doch kein gar so großes Dankopfer, die Felder und der Hof seien schon mehr wert. Aber ihm wäre eine Erleuchtung gekommen: sie wollten sich Erbsen in die Schuhe legen, und den ganzen Weg nach der Kapelle St. Bonifazius auf Erbsen zurücklegen; die Pein, die sie auf dieser Wallfahrt erleiden müßten, würde den Himmel auf lange Zeit hinaus versöhnlich stimmen.

Und da es gerade krachend irgendwo einschlug, nickte das bis auf die Warze heftig erblaßte Settchen ihren Beifall. Sie bekreuzigten sich und gelobten bei ihrer Seele, auf Erbsen nach dem heiligen Ort zu wallfahrten, und zwar schon anderntags.

Bald darauf wurde es heller, das Gewitter hatte sich nach dem letzten Schlag verzogen, gerade als sei es eine Antwort auf das Gelöbnis, ohne das der Blitz ihren Hof getroffen hatte; und siehe da, auch die Felder waren verschont geblieben. Das Korn richtete sich bald wieder auf und stand steil und erfrischt, und Krischan Dünnebaken lobte bei sich selbst seinen guten Einfall.

Anderntags nun machten sie sich in aller Frühe auf ihre Wallfahrt. Die erste Stunde lang gingen sie beide schweigend; allmählich aber fing Krischan an, heftig zu stöhnen und zu jammern, seine Füße schmerzten ihn über die Maßen, und es wäre doch eigentlich ein recht großes Opfer, für das man im Grunde mehr Gnaden hätte erbitten können. Und es war ein Kreuz, mitanzusehen, wie er den Kopf hängen ließ und sich mühsam hinkend fortbewegte. Das ihm angetraute Settchen aber war von wahrhaft gottergebener Frömmigkeit; sie klagte nicht und stöhnte nicht, sondern verbiß ihren Schmerz und verwies ihrem Krischan die sündige Rede und redete ihm dafür begütigend zu. Es wäre doch besser, er litte ein paar Stunden heftige Schmerzen, als daß nun womöglich ihre ganze Ernte und vielleicht der Hof vernichtet sei, und was dergleichen tröstliche Dinge mehr waren.

Aber je weiter sie kamen, desto heftiger stöhnte Krischan, und wenn Settchen es nicht hörte, stieß er auch wohl heimlich einen Fluch aus, daran konnte auch Settchens Heiligkeit nichts ändern. Aber insgeheim bewunderte er sie wie noch nie im Leben, daß sie das von ihm auferlegte Dankopfer so heldenmütig brachte und obendrein noch gute Worte für ihn hatte in ihrer Qual. Denn, sagte er sich, wieviel schwerer muß sie es haben, da sie so viel schwerer wiegt als ich in ihrer doppelten Leibesfülle und doppeltes Gewicht auf den Erbsen ruht! Und er meinte bei sich, daß er doch recht blind gewesen sein müsse, nie zu bemerken, mit was für einem Wesen voll heiliger Kräfte er sein bescheidenes Dasein teilte.

Endlich aber war die Erlösung nahe; sie sahen schon von weitem das Türmchen der Kapelle von St. Bonifazius, und Settchen ermahnte ihn mit frommer Stimme, die letzte halbe Stunde noch auszuharren, damit der betreffende Heilige auch wirklich zufrieden wäre mit dem Opfer. So gingen sie denn stumm in der Sonnenglut, Krischan hinkend und ab und zu stöhnend, Settchen schweißbedeckt jedoch gefaßt und nur leise schwankend wie ein Erntewagen, wie das ihre Leibesfülle so mit sich brachte.

Als sie die kühle dämmrige Kapelle betraten, sank Krischan hin wie vom Blitz getroffen; Settchen aber tat noch ein übriges: sie zündete die mitgebrachten Kerzen an und verharrte fromm im Gebet. Dann, als sie ihr Dankopfer gebracht hatten, und als Krischan sich ein wenig erholt und Settchen sich den Schweiß abgewischt hatte, und beide, den Speck in der einen und die Wurst in der andern Hand, hinter der Kapelle am Wegrand saßen, um ihren Leib zu erfrischen, sagte Krischan bewegt:

„Settchen, ick makt et nu seggen — wann ick de Generalvikarges wiär, Settchen, ick tät di hillig sprechen — wie hiarrst du diese Qual so stödig driägen? Segg mi oprichtig: bui verhält sik dat? Giarst du an de Modder Goddes dacht, oder an alle Hilligen, oder an de schoine Ernte, die use Hiärrguott verschaunt hett?"

„Näi", sagte Settchen, „näi, Dünnebaken, so wiär dat allens nich. Ick hiarr an düse un jenes dacht, an de Verkels und ob Stine die Kauh tau rechter Tid molken hat. Awer ick well di wat seggen, Krischan, du büst und bliewst en Esel. Ik harre geloabet, op Erften to wallfohrten, awer et wiärr de Hilligen nich bekannt, op **wat** for Erften. Na, Krischan, da hiarr ik ments die Erften gekochet!"

Damit zog sie die Schuhe aus, in denen es quakte, und machte ein Gesicht, so freundlich wie ein Maientag.

Krischans Augen wurden so rund und gewölbt als wie ein Napfkuchen. „Settchen", sagte er, „du büst zwar keine Hillige, wie ich dacht heww, aber du büst schlauer als alle Hilligen tausamm. Ik hiarr kein better Bäuerin finden können!"

Und dabei rieb er sich ächzend seine wunden Füße. Denn Settchen Dünnebaken hatte schon recht: er war und blieb ein Esel.

 **Bunte Chronik** 

Ein Straßensänger „steht Schmiere".

In Barcelona gelang es der Polizei, eine Bande von sechs Männern festzunehmen, welche viele Monate hindurch systematisch die Bevölkerung durch Terrorakte beunruhigt hatten. Ihr Spezialgebiet war der Überfall auf Straßenbahnen, Autobusse usw., was sich schon in ihrem geheimen Losungswort „Verbrennt die Transportmittel!" hinreichend ausdrückte. Diese Devise wurde denn auch weitgehend befolgt. Alle Bestrebungen der Verbrecher gingen dahin, sich der städtischen Verkehrsmittel zu bemächtigen und sie durch Brand unbrauchbar zu machen. Man konnte noch froh sein, daß Leben und Habe der Fahrgäste dabei meist geschont wurden. Um sich gegen die immer wiederkehrenden Überfälle zu schützen, wurden in den letzten Wochen den Straßenbahnen in Barcelona schon Polizisten und Nationalgarden zum Schutze mitgegeben, aber dennoch glückte es oft genug gerade in dem Augenblick, wo diese für Minuten den Wagen verließen, diesen in Brand zu setzen. Die Überfälle auf die städtischen Verkehrsmittel erfolgten fast immer in stillen Straßen der Vororte von Barcelona, oft genug noch, wenn die Wagen spät abends zum Depot heimkehrten. Das Schlimme war, daß es trotz größter Aufmerksamkeit der Polizei nicht gelang, die Täter zu fassen. Fast immer waren sie kurz bevor die Polizei erschien, wie vom Erdboden verschwunden. Das Rätsel löste sich erst, als man eines Tages einen Straßensänger verhaftete, der in unmittelbarer Nähe der Überfallstelle schöne Volkslieder zum besten gab. Es stellte sich heraus, daß auch er zu der Bande gehörte und daß es seine Aufgabe gewesen war, seine Komplicen stets vom Herannahen der Polizei zu verständigen. War die Luft rein, so ließ er irgend ein bestimmtes Lied steigen. Erschienen aber in der Ferne die Hüter des Gesetzes, so stimmte er rasch ein verabredetes anderes Lied an, und daraufhin ergriffen die Täter schleunigst die Flucht. Nun hat man durch den Straßensänger auch seine „Kollegen" gefaßt und alle werden im Kittchen über ihre Taten nachdenken können. Wie verlautet, haben bereits verschiedene Varietés beschlossen, den Straßensänger, falls er mit einer kurzen Haft davonkommen sollte, zu engagieren. Denn er besitzt ein ausgesprochen schönes Stimmaterial . . .

*

Liebesroman einer Eislaufkünstlerin. In Wien erregt augenblicklich die sensationelle Verlobung der jungen österreichischen Eislaufkünstlerin **Fritzi Burger** größtes Aufsehen. Fritzi Burger, die sogar einmal die Weltmeisterschaft im Eiskunstlauf innehatte, gehört noch heute zu den hervorragendsten Eislaufkünstlerinnen der Welt. In den letzten Jahren war sie als Professionaltrainerin in London ansässig. Ihre letzte große Eiskunstlaufturnee führte Fritzi Burger auch nach Japan, wo sie sich mit einem Kollegen, dem bekannten japanischen Eiskunstläufer Shinkiri **Nisikawa**, verlobt hat. Das Sensationelle an dieser Verlobung ist vor allem die Tatsache, daß der Verlobte Fritzi Burgers der Enkel und Firmenmitchef des Erfinders der japanischen Zuchtperlen Mikimoto Nisikawa ist und einer der reichsten Familien Japans angehört. Shinkiri Nisikawa, ehemaliger japanischer Meister im Eiskunstlauf, war der jungen Wienerin vom Empfangskomitee als Cicerone zugeteilt worden und verliebte sich sterblich in sie. Da Shinkiri Nisikawa eine europäische Filiale der Firma seines Großvaters und zwar in London leitet, so wird Fritzi Burger zunächst in London bleiben können. Immerhin ist damit zu rechnen, daß ihr Verlobter in einigen Jahren nach Japan zurückkehren und die Leitung des Unternehmens selbst in die Hand nehmen muß, da sein Großvater bereits 77 Jahre alt ist. Wie wird sich dann das Schicksal der jungen Österreicherin im Fernen Osten gestalten?

*

Ein „Saucenkoster" will sich das Leben nehmen. Zu den merkwürdigsten und zugleich schwierigsten Berufen gehören die der Feinschmecker auf bestimmten Gebieten. Es gibt zum Beispiel in den großen Tee- und Kaffeeplantagen Tee- und Kaffeekoster. Sie trinken vom Morgen bis zum Abend immer nur Proben dieser Getränke, um nach dem Geschmack die Ernte der einzelnen Sträucher zu beurteilen und danach die Preise festzusetzen. Nicht einfach ist auch der Beruf des Käsekosters, der in mancher großen Käsefabrik der Schweiz und anderer Länder zu finden ist. Dieser Mann ißt von morgens bis abends Käse und wird nur dann ungeduldig, wenn ihm seine Frau etwa einmal Käse aufs Frühstücksbrot legt. In einem kleinen englischen Städtchen, das wegen seiner Saucenfabrik Berühmtheit erlangt hat, gibt es einen Mann, der den ganzen Tag lang Saucen kostet. Er heißt Thornton und übt seinen schmackhaften Beruf schon seit elf Jahren aus. Mit der Zeit freilich scheint die Arbeit Thornton nervös zu machen. Sein unfehlbarer Geschmack war bisher die Bürgschaft für die stets gleichbleibende Qualität der berühmten Sauce. Immerhin hat sich in letzter Zeit bei dem Saucenkoster eine solche „Berufsmüdigkeit" eingestellt, daß der Mann schon dreimal einen Selbstmordversuch unternommen hat. Um ihn vor weiteren Verzweiflungsschritten zu bewahren, mußte er jetzt einer Irrenanstalt übergeben werden.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. **Arno Ströse**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.